

Glück auf!

Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Hindenburg Anzeiger“.

Nr. 282

Hindenburg, Donnerstag den 9. Dezember

1920

~ Asta Leoní. ~

Kriminal-Roman von Fr. M. White.

(15. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Im nächsten Augenblick hörten sie, wie ein Schlüssel behutsam in das Schloß gesteckt wurde, und dann kam jemand leise die Treppe herauf. Auch Hardeck hatte sich erhoben; seine Atemzüge gingen rascher und sein Herz pochte, daß er es zu hören vermeinte. Der geheimnisvolle Besucher kam auf die Schlafzimmertür zu, und dann stand er plötzlich in der Stube.

Hardeck fühlte seine Anwesenheit mehr, als er ihn sehen konnte. Da hörte er plötzlich einen zornigen Aufschrei aus dem Munde eines Mannes, und gleichzeitig sagte Fernau mit leuchtender Stimme:

„Nicht — machen Sie Nicht! Wenn wir ihn nicht rasch überwältigen, überwältigt er mich.“

Der junge Arzt beeilte sich, der Aufforderung nachzukommen. Es wurde hell, und als er sich umwandte, sah er Fernau mit einem fremden Manne ringen.

Mit zwei Sprüngen war er bei ihnen und packte den Unbekannten an beiden Handgelenken. In dem Augenblick, wo dieser sah, daß er es mit zwei Gegnern zu tun hatte, gab er den Widerstand als fruchtlos auf.

Mit einem Ruck gelang es ihm, sich von dem Griff des jungen Arztes freizumachen, und blitzschnell trat er ein paar Schritte in das Zimmer zurück.

Kalt maß er die beiden mit den Blicken, und seine Stimme klang ruhig, beinahe herrisch, da er sagte:

„Mein Name ist Ewald Gravenhorst, ich bin der Besitzer dieses Hauses. Da ich es anscheinend nicht mit gemeinen Verbrechern zu tun habe, darf ich wohl um eine Erklärung dieses Ueberfalls bitten?“

16. Kapitel.

Vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben war Fernau für einen Moment völlig fassungslos, denn auf den Einsturz des Himmels wäre er eher vorbereitet gewesen, als auf eine solche Begegnung.

Daran, daß der dunkeläugige Mann die volle Wahrheit gesprochen, als er sich den Eigentümer des unheimlichen Hauses genannt, begte er jetzt, wo er ihn aufmerksamer angesehen hatte, nicht mehr den allergeringsten Zweifel, denn wie flüchtig auch immer ihre früheren Begegnungen gewesen waren, und wie groß die Veränderung schien, die ein tiefer Kummer seitdem in dem Aussehen des Mannes hervorgebracht, er erkannte ihn doch mit vollster Bestimmtheit als den Gatten der unglücklichen Frau, die in diesen Räumen unter der Wirkung eines furchtbaren Giftes ihr junges Leben ausgehaucht hatte. Aber das Unvermutete des Zusammentreffens übte eine so überwältigende Wirkung auf ihn aus, daß er sein und seines Begleiters Eindringen zunächst nur mit eintönigen gestammelten, zusammenhanglosen Worten zu entschuldigen vermochte.

„Pardon — ich begreife nicht ein Wort von dem, was Sie da sagen,“ fiel er ihm in die wirre Rede. „Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, sind Sie doch der Schriftsteller Fernau, mit dem ich früher wiederholt das Vergnügen hatte.“

„Der bin ich allerdings, Herr Gravenhorst, und unsere alte Bekanntschaft schützt mich hoffentlich vor dem Verdacht, daß mein junger Freund und ich hier etwas Sträfliches im Sinne haben könnten. — Die Herren erlauben mir übrigens wohl, Sie miteinander bekanntzumachen — Herr Doktor Hardeck, praktischer Arzt — Herr Ewald Gravenhorst.“

Es war keine Situation, um sich lange mit Förmlichkeiten aufzuhalten. Der Eigentümer des Hauses quittierte die Vorstellung nur mit einem leichten Neigen des Hauptes und wandte sich dann sogleich wieder gegen Fernau:

„Sicherlich traue ich Ihnen keinerlei schlimme Absichten zu — ein Mann von Ihrem Rufe und Ihrer gesellschaftlichen Stellung ist gegen jeden derartigen Argwohn hinlänglich geschützt. Aber Sie begreifen, daß ich einigermaßen neugierig bin, zu erfahren, welchen Umständen ich dies unerwartete Wiedersehen zu danken habe.“

Der Schriftsteller hatte sich jetzt von seiner ersten Bestürzung erholt und vermochte in seiner gewohnten klaren und ruhigen Weise Auskunft zu geben.

„Ich habe ein sehr großes persönliches Interesse an der Aufklärung des geheimnisvollen Verbrechens, das jüngst unter dem Dache dieses Hauses verübt worden ist,“ sagte er. „Und ich kam hierher, um eine Spur zu verfolgen, die ich bei der Suche nach dem Schuldigen gefunden zu haben glaube.“

Der Ausdruck des Erstaunens war durch diese Erklärung nicht aus dem Antlitz des andern verschweicht worden.

„Sie sprechen für mich noch immer in Rätseln, Verehrtester,“ erwiderte er. „Ein Verbrechen? — Das hier verübt wäre? — Und in jüngster Zeit?“

„Gewiß! — Ist Ihnen denn nichts davon bekannt?“

„Nicht das mindeste. — Und das ist nicht gerade wunderbar, denn ich komme geradeswegs von Paris in der Absicht, mir einige seinerzeit hiezurückgelassene Papiere zu holen. Um das, was in der Welt und namentlich hier in Berlin vorgeht, habe ich mich seit langem so wenig gekümmert, das ich von dem Vorgang, den Sie da erwähnen, nur durch einen Zufall hätte Kenntnis erhalten können. — Aber es interessiert mich natürlich, es zu erfahren. — Wenn es Ihnen angenehm ist, gehen wir in das Speisezimmer, dessen Fenster nach der Straße hin durch Läden verwahrt sind. — Ich möchte nicht, daß der Anschein mir noch weitere Besucher auf den Hals lockt.“

Fernau war mit diesem Vorschlage vollkommen einverstanden. Und als sie dann in dem trotz seiner prächtigen Ausstattung unheimlich düster anmutenden Räume beieinander saßen, erzählte er in großen Zügen den Hergang des geheimnisvollen Ereignisses ungefähr so, wie ihn das Publikum aus den Berichten der Zeitungen erfahren hatte.

Mit in die Hand gestütztem Haupte, aber mit großer Aufmerksamkeit hatte Gravenhorst ihn zugehört.

Nun sagte er nach einem tiefen Atemzuge:

Bei Gott, es ist ein Haus des Verhängnisses. — Seit der Stunde seiner Erbauung lastet ein Fluch auf ihm, der, wie es scheint, durch nichts gebannt werden kann. — In diesen unseligen Räumen verlor mein Vater seinen Verstand und legte im Zustande der Geisteszerrüttung Hand an sich selbst. — Und hier endete auch mein unglückliches Weib durch Selbstmord. Sie aber beging ihre verhängnisvolle That bei gesundem Geiste als das Opfer der nichtswürdigsten Schurkerei, die jemals gegen ein argloses, unschuldiges Geschöpf verübt worden ist.

Er schwieg — augenscheinlich tief erschüttert von der Wucht der auf ihn eindringenden Erinnerungen. Für den Moment hatte er ersichtlich vergessen, daß er nicht allein war und der Gedanke an sein eigenes Geschick hatte sein Interesse an Fernaus Geschichte für den Augenblick völlig erstickt. Dem Schriftsteller aber war es ganz recht so. Er hatte es bisher vernieden, von der Absicht zu reden, in der er gekommen war, und je länger er eine eingehende Erklärung hinausschieben konnte, desto mehr war damit seinen Plänen gedient.

Ich erinnere mich jener traurigen Vorgänge sehr wohl,“ sagte er nach einem kleinen Schweigen im Ton aufrichtigster Theilnahme. „Und ich begreife nur zu gut, wie schwer Sie darunter haben leiden müssen.“

Gravenhorst schüttelte den Kopf.

Nein, das vermag niemand zu begreifen. — Einen Kummer gleich dem meinigen muß man selbst empfunden haben, um ihn in seiner ganzen Bitterkeit zu verstehen. — Und was können Sie von jenen Dingen anderes wissen, als was alle Welt davon erfuhr? — Man hörte, daß hier ein junges Weib durch Gift geendet habe. Und man hielt mich für ihren Mörder, wenn auch die Justiz keine Beweise aufbringen konnte, die ihr gestattet hätten, mir den Prozeß zu machen. — Das ungefähr ist es doch, was Sie davon wissen — nicht wahr?“

Wenn er der Wahrheit die Ehre geben sollte, konnte Fernau nicht umhin, ihm zuzustimmen.

Ja — von der Oeffentlichkeit wurde es so ange- sehen,“ sagte er aufrichtig. „Ich für meine Person aber habe Sie niemals für einen Mörder gehalten.“

Ein schmerzliches Lächeln huschte für einen Moment über das gramverfallene Gesicht des andern.

Seien Sie versichert, lieber Freund, daß ich Ihnen auch das Gegentheil nicht verübelt haben würde. Es wäre ja nur meine eigene Schuld gewesen, denn ich habe damals keinen Finger gerührt, um den gegen mich bestehenden Verdacht zu beseitigen und das Publikum an einen Selbstmord meines Weibes glauben zu machen. Ich habe allen an mich gerichteten Fragen nur ein starres Schweigen entgegengesetzt, und ich würde dies Schweigen auch dann nicht gebrochen haben, wenn man mich verurteilt und zum Schafott geführt hätte.“

Die beiden Zuhörer schwiegen. Ueber den gebrochenen Mann aber schien plötzlich ein unwiderstehliches Verlangen gekommen zu sein, sich mitfühlenden menschlichen Wesen anzuvertrauen und seine Brust von der schweren Last zu befreien, die sie seit so langer Zeit bedrückte. Denn nachdem er wieder wohl zwei Minuten hatte verstreichen lassen, fuhr er fort:

Ich habe geschwiegen, und wenn es sich um die Aufklärung der öffentlichen Meinung handeln sollte, würde auch jetzt nichts in der Welt mich zum Reden bringen können. Aber vor irgendeinem Menschen möchte ich mich doch rechtfertigen. Und ich zweifle nicht, daß ich Männer vor mir habe, auf deren Verschwiegenheit ich fest vertrauen kann. Sie, mein lieber Fernau, kenne ich noch mehr aus

Ihren Worten als aus anderm oberflächlichen Verkehr, als ein Mann von Herz und Gemüt. — Und ein Arzt ist wie ein Beichtvater, der verpflichtet ist, ein ihm anvertrautes Geheimnis unverbrüchlich in tiefster Brust zu bewahren. Darum verlange ich von Ihnen nicht erst ein ausdrückliches Versprechen, sondern überlasse es Ihrem eigenen Ehrgefühl, ob Sie von dem, was ich Ihnen sagen werde, jemals einen Gebrauch machen wollen. Ja, ich habe damals meine Ehre, meine Freiheit, vielleicht sogar meinen Kopf gewagt, um den guten Namen meines geliebten Weibes rein zu erhalten. Man sollte nicht als von einer Selbstmörderin von ihr reden, sondern man sollte sie lieber als das Opfer eines Elends bedauern. Und das Opfer einer abscheulichen Schurkerei war sie ja in der That gewesen — nur daß ich nicht ihr Mörder war, sondern ein Teufel in Weibesgestalt — eine Kreatur, wie sie verruchter vielleicht niemals auf Erden gewandelt ist.“

Sie war die Gesellschafterin meiner Frau — ihrem Aussehen wie ihrem Wesen nach das schönste, holdseligste Geschöpf, das mir jemals auf meinem Lebenswege begegnet ist. — Meine Frau und ich, wir hielten sie für einen Engel an Herzensgüte und würden jede Bürgschaft übernommen haben für die Lauterkeit ihres Charakters. Und doch war sie eine Verbrecherin, eine Fälscherin, Diebin und ein mit allen nur erdenklichen Lasten behaftetes Weib, das auch vor dem Fürchterlichsten nicht zurückschreckte, wenn es sich um die Befriedigung seiner schändlichen Gelüste handelte. Ich will Ihnen den Hergang der Dinge so erzählen, meine Herren, wie er sich mir später enthüllt hat. Denn als die Katastrophe eintrat, war mir natürlich der Zusammenhang der Ereignisse noch nicht klar, und es bedurfte verschiedener auffälliger Entdeckungen, um mich das ganze Gewebe von Verbrechen und Schändlichkeiten durchschauen zu lassen. Jenes Weib sah sich von einer Entdeckung seiner Schändlichkeiten, von Schmach und Kerker bedroht. Darum faßte sie den Entschluß, die Juwelen meiner Frau zu stehlen und sich mit dieser Beute, die einen sehr beträchtlichen Wert repräsentiert hätte, aus dem Staube zu machen. Es gelang ihr, sich in den Besitz eines großen Theiles der Pretiosen zu setzen. Aber sie mußte zu ihrem großen Schreden inne werden, daß sie von meiner Frau bei der Entwendung beobachtet worden war und daß sie nicht mehr daran denken durfte, ihren Raub zu verwerten. Um im Fall einer Anklage ihr Heil im Beugnen suchen zu können, warf sie die Juwelen in eine kleine Grube im Hofraum des Hauses. Aber meine Frau hatte sie seit dem Moment, wo ihr Argwohn rege geworden war, nicht mehr aus den Augen gelassen. Und auch dies Manöver war ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen. Aber sie hatte unglücklicherweise nicht den Mut, sogleich etwas Entscheidendes gegen die Diebin zu unternehmen. Ich selbst war leider während jener verhängnisvollen Tage nicht in Berlin, sondern befand mich auf einer geschäftlichen Reise in England. Und meine Frau war so gewöhnt, alles mir zu überlassen, daß sie auch in dieser Angelegenheit alles meiner Entscheidung anheimgeben wollte. Ihre Verachtung der Unwürdigen aber war doch zu groß, als daß sie es über sich gewonnen hätte, ihr bis zu meiner Rückkehr eine freundliche Miene zu zeigen wie bisher. Sie verhehlte vielmehr ihren Abscheu nicht, und aus einer Andeutung, die sie sich entschlüpfen ließ, muß jenes Weib wohl erraten haben, was ihr bevorstand, wenn ich nach Berlin zurückkam. Darum faßte sie den Entschluß, daß die Lippen, die sie verraten konnten, für immer verstummt sein sollten, ehe ich meinen Fuß wieder über die Schwelle meines Hauses setzte. Und sie wählte dazu einen Weg, wie er heimtückischer noch von keinem menschlichen Teufel aus- gesonnen worden ist. In meiner Handschrift, die sie meisterlich nachzuahmen mußte, schrieb sie einen Brief an sich selbst, der von glühendsten Versicherungen leidenschaftlicher Liebe überfloß, der die abscheulichsten Aeußerungen über meine Frau enthielt und der mit dem Vorschlage einer gemeinsamen Flucht nach Amerika endete. Diesen mit meinem Namen unterzeichneten Brief ließ sie sich durch die Post zustellen und spielte ihn dann mit vollendeter Geschicklichkeit meinem unglücklichen Weibe in die Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Unsere Erde ist nur ein Stern unter den Sternen, und wir auf ihm, sollten nicht auch durch ihn uns vorbereiten zur Anschauung der Welt und ihres Schöpfers und Meisters?

L. Ritter

Junge Liebe.

Novellente von Paul Witt.

(Nachdruck verboten.)

Und immer ist es dieselbe Geschichte.

Man sollte doch meinen, daß die Menschen mal verständig werden, daß die Jungen lernen würden von den Alten, ~~daß~~ — immer ist es dieselbe Geschichte.

Kurt ~~war~~ zum erstenmal, aber es war keine Eintagsliebe, wie sie sonst wohl bei jungen Leuten der Großstadt vorzukommen pflegt, nein, es war jene hohe, heilige Liebe, die des Mannes ganzes Denken und Fühlen in Fesseln zwingt, und die dem Verliebten die Zukunft als ein endloses Glück voll Sonnenschein und Freude erblicken läßt. Kurt war einundzwanzig Jahre. Er war Student der Philosophie. Er war aus guter bürgerlicher Familie, er hatte eine treffliche Erziehung bekommen; seine Mutter war eine Frau von wahrer Herzensbildung, sein Vater ein Mann von strengem Rechtsgefühl, und so kam es, daß der junge Student trotz der Anfechtungen und Verlockungen der Großstadt sich seine Ideale erhalten hatte.

Und nun liebte er zum erstenmal wirklich und wahrhaftig.

Natürlich war es im Frühling gekommen. Ende April. Die Sonne schien wärmer von Tag zu Tag. An allen ~~Orten~~ ~~mit~~ Enden sproß es. Die Kastanien sprengten ihre braunen, flebrigen Blattknospen. Der Flieder grünte, und seine Blüten schwärmten ganz blau.

Auf den Wiesen war über Nacht ein farbenleuchtender Teppich entstanden: Primeln und Margaretenblumen, alles bunt durcheinander.

Und da sah der junge Student eines Tages auf einer Bank im Scheitniger Park. Er hielt einen Band Goethe in der Hand, aber hinein sah er nicht; träumend blickte er in die klare, hellblaue Luft und sah dem Spiel der bunten Schmetterlinge zu, die von Blume zu Blume flatterten, noddend und lachend.

Mit einem Male wird er geweckt aus seinen Träumen. Lautes Kinderlachen erklang neben ihm. Er sah sich um, und da sah er sie zum erstenmal. Ein junges Mädchen, das die kleinere Schwester spazieren führte. Beide setzten sich auf eine Bank.

Er war wie gebannt. Immerzu sah er sie an, ganz heimlich von der Seite. So etwas hatte er noch nicht gesehen. Blaue Augen, braunes Haar und einen Mund — zum Küssen schön! Die Figur schlank und zart, und Bewegungen von einer Lieblichkeit und Anmut, wie er sie noch nie gesehen hatte. Fast war er atemlos vor freudigem Schreck, und sein Herz pochte zum Berspringen. Dann haschte das Schwesterchen nach einem bunten Falter; dabei kam sie seinen Füßen zu nahe, so daß sie stolperte und fiel. Im Nu hob er sie wieder auf und sagte ihr ein paar tröstende Worte. Und bei der Gelegenheit sprach auch die Schöne ein paar Worte der Entschuldigung zu ihm, die ersten Worte, die sie zusammen sprachen, gleichgültig und formell, aber als sie sich ansahen, wurden sie beide rot und verlegen.

Und von da an traf er sie dann jeden Tag, immer an einer anderen Stelle, denn sie wich ihm aus; er aber suchte und suchte, bis er sie fand; und er fand sie immer, jeden Tag.

Glücklich war er! Die ganze Welt gehörte ihm! Denn er liebte dieses schöne Mädchen, das fühlte er nur zu bald. Nach vierzehn Tagen traf er sie zum erstenmal allein.

Langsam gingen sie nebeneinander. Keines sprach ein Wort. Endlich nahm er ihre kleine Hand, drückte sie

innig, und dann auf einmal hatte er das schöne Mädchen im Arm und stammelte heiße Liebesworte, und dann küßten sie sich, trunken vor Glück, selig in der reinen Liebe. — Das Unglück wäre geschehen, meinte ein alter Herr, der aus der Ferne lächelnd das Pärchen beobachtet hatte.

Die beiden Liebenden aber waren überglücklich, denn sie sahen und hörten nichts von dem, was um sie vorging, ihnen leuchtete die Sonne der Freude, die ihre Herzen schneller pochen machte.

Und nun begann eine stillliche Zeit.

Jeden Tag sah er seine Rätke, und mit jedem Tage gewannen sie sich mehr lieb. Aber niemand wußte um ihre junge Liebe, wie ein Geheimnis bewahrten sie ihr Glück vor jedem Dritten.

Nach einigen Wochen sagte Kurts Vater zu seiner Frau: „Unser Junge ist seit kurzem ganz verändert, viel lebensfroher, als er vorher war; findest du das nicht auch?“

Die Mutter nickte nur lächelnd, sie ahnte wohl etwas, aber genau wußte sie auch nichts.

Eines Tages ~~ab~~ ~~saß~~ Kurt im Garten, allein mit seinen Büchern, und ~~er~~ überraschte ihn die Mutter, als er eine Photographie an die Lippen drückte.

Kein Wort sagte die kluge Frau, nur fragend sah sie ihn an, mit einem Blick voll inniger Mutterliebe. Und da war Kurt aufgesprungen, umhalsie die Mutter und küßte sie und gestand ihr alles mit leisen Worten.

„Mein guter Junge“, sagte sie nur und streichelte zärtlich über sein Haar.

Am anderen Tage ließ der Vater Kurt zu sich kommen und sagte milde, aber ernst: „Siehst du, du kannst noch nicht ans Heiraten denken, erst mußt du es doch zu etwas bringen in der Welt, und darum gib dich keinen Illusionen hin; bis du dein Studium beendet hast, ist noch lange Zeit hin, und wer weiß, ob du bis dahin deiner Neigung von heute treu bleiben kannst.“

Kurt aber antwortete mit glühender Begeisterung: „Ja, Vater, unsere Liebe ist echt! Ich werde von nun an mit doppelter Kraft arbeiten, daß ich bald eine Anstellung bekomme, und dann werde ich mein Mädchen heiraten.“

„Nun, es soll mich freuen“, sagte ernst der Vater, „ich will ja doch nur dein Bestes.“

Und von da an arbeitete Kurt mit nie ermüdender Kraft und immer nur sein Ziel im Auge, so lebte er weiter.

Sein Mädchen hatte ihm ja die Treue gelobt, und er vertraute ihren Schwüren — sie wollten sich lieb behalten, bis er sich eine Stellung geschaffen, die ihm gestattete, einen Hausstand zu begründen.

So kam der Sommer heran.

Noch immer sahen die Liebenden sich jeden Tag, und noch immer erneuten sie ihr Versprechen — treu, bis sie einst vereint wären!

Aber eines Tages, es war im Juli, überraschte Kurts Mutter das Pärchen im Scheitniger Park, und von der Zeit an war die Herrlichkeit zu Ende.

Kurts Eltern waren einfache und praktische Leute, und als die Tochter mutig erklärte, daß sie warten wolle, bis ihr Kurt eine Anstellung habe, da entgegnete der Vater ernst und bestimmt, daß sie sich die Liebesgedanken nur vergehen lassen solle, denn er habe bereits einen Mann für sie erwählt.

Schon am nächsten Tage durfte sie nicht mehr allein ausgehen, und als Kurt nach drei Tagen vergeblichen Wartens kam, einen Besuch zu machen, empfing ihn Kurts Vater und sagte ihm, daß seine Tochter bereits verjagt sei.

Doch damit gab sich der junge Student nicht zufrieden; er hoffte auf den Mut und die Treue seines Mädchens, er wartete geduldig, bis er sie wiedersehen würde. Aber er wartete vergebens, denn Rätke war bereits seit vier Tagen fort, in Begleitung ihrer Mutter nach Magdeburg gefahren, wo sie bei einer Tante untergebracht wurde. Und Briefe von Kurt bekam sie auch nicht mehr,

denn die Tante verbrannte sie, einen wie den anderen, bis sie endlich ausblieben.

Sech Kurt hoffte auch jetzt noch, daß alles sich zum Guten wenden würde, und er arbeitete nun erst recht, denn gerade jetzt trieb der Ehrgeiz ihn vorwärts. Und so verging auch der Sommer, und mit Stürmen und Regenschauern kam der Herbst ins Land.

Anfang Oktober bekam Kurt einen Brief von Rätke, das erste Lebenszeichen seit langen, bangen Wochen. Jubelnd riß er den Umschlag auf, aber schon die ersten Zeilen machten ihn erbeben, zitternd und zugend las er weiter.

Sie schrieb ihm, daß er ihr nicht zürnen dürfe, wenn sie ihn häte, ihr das Wort zurückzugeben; sie müsse dem Willen ihrer Eltern nachgeben und einen Better heiraten, der in sehr guten Vermögensverhältnissen lebe, sie selbst sei ja arm, und ihren Eltern müsse sie dies Opfer bringen — zwar liebe sie den Better noch nicht, aber da er sehr lieb und gut zu ihr sei, würde sie ihn wohl lieben und schätzen lernen.

Zitternd sah Kurt auf den Brief. Er hörte und sah nichts mehr, was um ihn her geschah; vor seinen Augen zerrann alles in wildem Wirrwarr, und das eine ging ihm fortwährend durch den Kopf: Ist es denn nur möglich, daß alles, alles zu Ende sein sollte?

So sank er hin und drückte das Gesicht in das Polster und schluchzte laut auf.

Und so fand ihn die Mutter. Nichts sagte sie, kein Wort des Trostes; stumm beugte sie sich zu ihm nieder und legte seinen Kopf an ihre Brust, und so ließ sie ihn weinen, still und stumm. — — —

Darüber sind nun viele, viele Jahre hingegangen.

Kurt ist längst in Amt und Würden, und er ist nun auch ein verständiger Mann geworden; er hat eine brave Frau bekommen, und zwei stramme Buben toben und tollern durch sein Haus. Jedesmal, wenn der Fieber wieder in Blüte steht, dann sieht er oft und sinnt und träumt, dann ersteht wieder vor ihm in all ihrer Poesie die selige Zeit seiner jungen Liebe.

Der Abschied.

Es war fünf Uhr. Arnold Bergmann hatte den ganzen Nachmittag in Gesellschaft von Else Thalheim, seiner verheirateten Braut, zugebracht.

„Ach! wohl, mein Herzblatt!“ sagte er gütlich, als sie zusammen am Haustor standen.

„Ach! wohl, Arnold!“ flüsterte sie und schloß ihre lieblichen Köpfe an seine Brust.

„Ach! wohl!“

„Ach! wohl!“

„Jeder Abschied ist ein Bild des Todes“, sagte er leise, und sie ließ an sich und küßte sie leidenschaftlich. „Wievielst du mir uns nie wieder!“

„O, Arnold, Liebster, sprich nicht so!“ rief sie und umarmte ihn mit ihren weichen Armen.

„Wer weiß, mein süßes Herz, was alles geschehen kann, bis wir uns wiedersehen!“

„Arnold, versprich mir, daß du zu mir zurückkehren wirst, — zu meiner kleinen Else, als der gleiche gute und treue Arnold, der du immer warst!“

„Ja, ich komme wieder, Else, du meine Einzige, Süß!“

„Aber wann, Arnold? Wann?“ fragte sie ängstlich.

„Heut' abend um acht Uhr!“

„O, Arnold!“ jammerte sie. „Warum so spät; so schrecklich!“

Er nahm sie festlich in seine Arme und küßte sie.

„Du mein süßes Herz!“ flüsterte er, „ich werde sehen, daß ich um halb acht kommen kann.“

Und er ging fort.

E. Rasmacher.

Einmal und Jetzt.

Aus der Anfangszeit unserer Bekanntschaft mit den Kohlen. „Das Beste ist der Feind des Guten.“ Dieses alte Sprichwort hat sich auch an unseren hauptsächlichsten und wichtigsten Brennstoffen bewährt. Solange man nur Holz feuerte, hielt sich der Verbrauch in solchen Grenzen, daß die Natur immer für den nötigen Nachwuchs sorgen konnte. Nachdem man aber erkannt hatte, was für ein ausgezeichnete Brennstoff die Kohle war, und als man deren bergmännischen Abbau in Angriff nahm und immer weiter steigerte, — und als dann, als weitere Folge davon, auch der Bergbau von Erz und seine Schmelzung und weitere Verarbeitung einen immer größeren Umfang annahm, da — mußte es der deutsche Wald büßen. Da ging hier der Raubbau mit einem Male ins Große, und es wurde ihm in solcher Weise Gewalt angetan, daß er sich nicht wieder davon erholt. Alte Chroniken berichten davon, daß im frühen Mittelalter in Westfalen so ausgebehnte Wälder waren, daß ein Gitzbüchlein viele Meilen weit von Baum zu Baum springen konnte, ohne auch nur einmal den Boden zu berühren. Das klingt jetzt dort ganz märchenhaft. Aber andere alte geschichtliche Ueberlieferungen bekunden auch, wie der neue Brennstoff (die Kohle) dem alten (dem Holz) gefährlich war. Deshalb bestimmten alte westfälische Bauernrechte, daß jeder, der eine Buche oder eine Eiche im Gemeinwald schlagen würde, dafür einen jungen Stamm derselben Art an derselben Stelle pflanzen und sie drei Jahre lang hegen sollte. Buchen und Eichen waren wegen ihres harten Holzes, das man nun in erster Linie und in großer Masse brauchte, um in den Bergwerken die Stollen auszugraben, die ehesten Bäume der Mark, — ganz abgesehen von deren hohen Werte, den ihre Früchte für die Schweinemast hatten, deswegen sie auch als „Fruchtbäume“ bezeichnet wurden. Den Wert der „schwarzen Erde“ zum Feuermachen hat man wohl zuerst bei Müttich im belgischen Kohlenbecken kurz vor Ablauf des 12. Jahrhunderts erkannt. Hundert Jahre später wurde dann die Kohle auch in Westfalen gebrannt. Hier wurde sie zuerst auf den Aedern des Oberhofs Ehrenzeile bei Essen gegraben, auf denen sich jetzt die Krupp'sche Gießstahlfabrik ausbreitet. Im Jahre 1317 wurde dort ein Hospital zum heiligen Geist errichtet, das noch jetzt als Spital für alte Leute fortbesteht. In der darüber ausgestellten Stiftungsurkunde findet sich die erste geschichtlich nachweisbare Erwähnung der Steinkohle auf deutschem Boden. Dort heißt es nämlich: „Den Raum vor dem Zimmer der Haushälterinnen mögen alle Brüder zum Niederlegen des Holzes und der Kohlen (carbonum) benutzen.“ Diese Bemerkung läßt bereits auf ganz allgemein eingeführten Gebrauch schließen, während im Erzgebirge damals die Braunkohlenfeuerung noch neu und den Leuten unangenehm war. Deshalb wurde sie in dem ausgedehnten Braidauer Braunkohlengebiet anfänglich, wegen der damit verbundenen starken Rauchentwicklung und der infolgedessen befürchteten größeren Feuergefährlichkeit kurzweilig verboten! In Braidau wurden nämlich seit dem 14. Jahrhundert Kohlen mit besonderer Vorliebe zum Schmieden benutzt; aber als sich ihre Verwendung steigerte, erließ der Rat eine Verordnung dagegen, in der es hieß: „Das sollt ihr wissen, daß alle Schmiede nicht sollen schmieden mit Steinkohlen; wer dabei getroffen wird, muß zehn Schillinge Buße zahlen.“ Bald freilich lernten dann auch die Braidauer Ratsherren ihre „schwarzen Diamanten“ besser schätzen. Im Jahre 1575 wurde übrigens in Westfalen durch die damalige Fürst-Abtissin von Essen auch die erste „Sozialität der Köhler“ genehmigt. Im Jahre 1593 klagt sie dann darüber, daß sie aus Mangel des Holzes Steinkohlen kaufen mußte, welches ihr „seit ihrer Regierung nicht wenig gekostet“. Die Sorgen und Klagen wegen der Beschaffung des nötigen Brennstoffes stammen also, wie man aus alledem ersieht, nicht erst aus den jüngsten Tagen.